

# «OH, WIE ÜBERRASCHEND» – WIRKLICH?

Kuratoren beraten private KUNSTSAMMLER. Und wenn ein solcher Kurator Direktor eines staatlichen Museums wird, kann dies zu INTERESSENKONFLIKTEN führen. Sollen sie darum von Anfang an keine bezahlten Beratungen anbieten, wie jetzt gefordert wird? Nein, findet unser Kolumnist, er schlägt eine andere Lösung vor.

Text:  
ANDREAS RITTER

Im Kunstmarkt mehren sich Skandale, in die Kuratoren und Museumsdirektoren involviert sind: Adam Szymczyk, vormals tätig als Direktor der Kunsthalle Basel, wurde im vergangenen Herbst nach Abschluss der von ihm kuratierten Documenta in Kassel und Athen eine massive Budgetüberschreitung angekreidet. Sein Ruf ist mehr als ramponiert. Weitere Fälle in diesem Jahr betreffen Chef-Kuratorinnen des MOCA in Los Angeles, des Queens Museum in New York und des CAPC Musée d'art contemporain in Bordeaux – alle drei wurden gefeuert, aufgrund unterschiedlicher Motive, aber immer sofort und mit einem Knall.

Nur ein Fall – zumal mit Schweizer Bezug – enervierte Kommentatoren in internationalen Feuilletons noch mehr: Die arrivierte und künstlerisch, so finde ich, zurecht hochgelobte Schweizer Kuratorin Beatrix Ruf sah sich aufgrund einer Pressekampagne im Herbst des vergangenen Jahres gezwungen, von ihrem Posten als Direktorin des Stedelijk-Museums in Amsterdam zurückzutreten. Der Vorwurf lautete, sie habe neben ihrem staatlich finanzierten Museumsjob über eine persönlich gehaltene Schweizer Gesellschaft während Jahren Beratungshonorare für private Kunstvermittlung an betuchte Sammler eingestrichen, notabene für vor Jahren erbrachte Beratungsleistungen. Honorare, die ihr offizielles Gehalt im Stedelijk-Museum bei weitem überstiegen. Frau Ruf leitete zuvor mehr als ein Jahrzehnt die Kunsthalle Zürich und führte diese in die erste Liga internationaler Ausstellungsräume für zeitgenössische Kunst.

Bloss, in der Causa Ruf, aber auch darüber hinaus scheinen mir nicht allfällige Verfehlungen des Einzelnen das Problem, sondern die Entwicklung des Kunstbetriebs, besonders das seit Jahren zu beobachtende Zusammenwachsen von

in Europa meist staatlich geförderten Museen mit dem Kunstmarkt. Die Ambitionen der mit öffentlichen Geldern unterstützten Institutionen wachsen stetig, der Anspruch an Ausstellungen als Integrations-, ja mittlerweile als wichtiger Tourismusfaktor unserer Städte gewinnt an Gewicht. Kunstausstellungen werden immer aufwändiger, Werke teurer, Lager, Transport und Versicherungsprämien bald unerschwinglich. Die Unterstützung durch das Gemeinwesen kann hier nicht Schritt halten.

Seit längerem springen deshalb private Unterstützer ein – wichtige Sammler schenken Schlüsselwerke oder geben ihre Schätze als Dauerleihgaben ins Museum. Und erwarten hier oft nicht nur einen Händedruck als Dank für mazenatisches Engagement, sondern Mitwirkung oder mindestens anhaltende Wertschätzung, verständlicherweise. Und auf der Seite des Marktes wiederum nutzen internationale Galerien und Händler ihren Einfluss, wenn sie Ausstellungen mitfinanzieren. Die Künstler selbst schliesslich wissen mit diesen Mechanismen geschickt umzugehen und planen in ihrer Karriere genau, mit wem sie wo und wann ausstellen wollen. Dabei entstehen selbstverständlich Seilschaften sowie manchmal auch gefährliche Abhängigkeiten. Und dies wiederum erfordert Regeln. So einfach ist das eigentlich.

Im Gegensatz zur einst hehren Trennung zwischen Kunst und Kommerz ist es jedenfalls schon lange nicht mehr so, dass Kunstkritiker als unabhängiges Korrektiv zum Kunstmarkt agieren. Oder dass Kuratoren Kunst ausschliesslich aufgrund kunsthistorischer Kriterien auswählen. Wer im Kunstbetrieb heutzutage mittut, weiss, dass unterbezahlte Kritiker Katalogtexte schreiben und Ausstellungen kuratieren, dass Kuratoren im Nebenamt, um ihren Verdienst aufzubessern, private Sammler und kunstaffine Unternehmen beraten. Pointiert könnte man sagen: Es ist nicht das Geld, das Interessenkonflikte begünstigt, vielmehr würde dieses sie weitgehend verhindern. Es ist also der Mangel an finanziellen Mitteln.

Im Fall Beatrix Ruf wage ich zu behaupten, dass sie gerade wegen ihrer ausgezeichneten Vernetzung und ihrer Fähigkeit, Künstler zu entdecken, vor allem aber mit Sammlern zu arbeiten und diese für eine Mitwirkung im von ihr geführten Museum zu bewegen, in Amsterdam erst zur Direktorin ernannt wurde. Wenn nun der Vorstand des Museums sagt, er wurde über ihre früheren Geschäfte nicht informiert, so ist das im besseren Fall naiv, im wahrscheinlicheren Fall aber ein vorgeschobenes Argument, um in der aufgebrandeten öffentlichen Kritik selbst gut dazustehen. Und auch im Falle von Adam Szymczyk darf gefragt werden, wo und wann eine Kontrolle des kuratorischen Wirkens durch einen Vorstand stattgefunden hat.

Gefordert sind klare und einfach verständliche Regeln, am besten erlassen durch die Protagonisten im Kunstmarkt und -betrieb selbst. Denn die bestehenden ethischen Richtlinien etwa für Museen halten schon lange nicht mehr Schritt mit dem gelebten Zustand. Und Heuchelei derer, die Interessenkonflikte nicht nur in Kauf nehmen, sondern aktiv mitproduzieren, hilft ebenfalls wenig. Selbstregulierung ist das Gebot der Stunde, nicht nur, aber auch zur Vermeidung von Konflikten. Das lernen wir von Schweizer Banken, die einen hohen Preis dafür bezahlt haben, dass sie Veränderungen der Zeit und anziehende Compliance-Anforderungen zu spät erkannten. Gefordert sind heute Transparenz, ethisch sauberes Handeln auf den verschiedenen Ebenen und ein feinfühliges sowie vorausschauendes Umgang mit Konstellationen, die einen Interessenkonflikt auslösen könnten. Damit dem Kurator die Rolle des Sündenbocks erspart bleibt. ●

ANDREAS RITTER  
ist Rechtsanwalt für Kunstrecht.  
Der 54-Jährige führt die Kanzlei  
Ritter & Partner Rechtsanwälte in Zürich.

Bild: Ringier AG, Sammlung Ringier, Schweiz



«Diane Webber, 2004» von Richard Phillips aus der Sammlung Ringier, früher beraten von Beatrix Ruf.